

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 9

Artikel: Ein Glücksfall
Autor: Hochheimer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

besieglichen Krätzepeitscher. Es waren im Spital so viele Kranke, dass man nicht mehr wusste, wo man sie unterbringen sollte. Der Spittelmeister hörte von Uelenspiegels Ankunft, suchte ihn auf und erkundigte sich bei ihm, ob es war sei, dass er alle Krankheiten heilen könne.

«Alle, ausser der letzten», antwortete Uelenspiegel, «aber versprecht mir zweihundert Gulden für die Heilung aller andern, und ich will keinen Heller bekommen, wenn nicht alle eure Kranken erklären, sie seien geheilt, und das Spital verlassen.»

Er ging am nächsten Tag in besagtes Spital, mit sicherm Blick und ein feierliches Gesicht wie ein Doktor zur Schau tragend. Als er durch die Säle schritt, nahm er jeden Kranken beiseite und sprach zu ihm:

«Schwöre, niemandem mitzuteilen, was ich dir jetzt ins Ohr sage. Was hast du für eine Krankheit?»

Der Kranke sagte es ihm und schwor beim Herrgott, er werde schweigen.

«Wisse», sagte Uelenspiegel, «dass ich einen von euch zu Asche verbrennen muss, dass ich aus dieser Asche eine Wundermixtur brauen und sie allen Kranken zu trinken geben werde. Wer aber nicht gehen kann, der wird verbrannt. Morgen komme ich her, stelle mich mit dem Spittelmeister auf die Strasse und rufe euch alle. „Wer nicht krank ist“, werde ich rufen, „der schnüre sein Bündel und komme zu mir!“»

Am Morgen kam Uelenspiegel und rief, wie er gesagt hatte. Alle Kranke, die hinkenden, verschleimten, hustenden, fieberhaften wollten miteinander hinaus. Alle waren auf der Strasse, sogar die, welche seit zehn Jahren nicht mehr aus dem Bett gekommen waren. Der Spittelmeister fragte sie, ob sie geheilt seien und gehen könnten.

«Ja», antworteten sie, denn sie glaubten, einer von ihnen werde im Hof verbrannt.

Da sprach Uelenspiegel zum Spittelmeister:

«Zahl mich aus, da sie alle fort sind und erklären, sie seien geheilt.»

Der Meister zahlte ihm zweihundert Gulden. Und Uelenspiegel machte sich davon.

Aber am zweiten Tage sah der Meister, wie seine Kranke in einem schlimmeren Zustand wieder zurückkehrten, als sie früher gewesen waren, ausser einem, der an der frischen Luft gesund geworden war, und den man fand, betrunken und auf den Strassen singend: «Heil dem grossen Doktor Uelenspiegel!»

P. H.

Albert Hochheimer

E I N G L Ü C K S F A L L

Als die Sache mit Renate passierte, war ich Verkäufer in dem Warenhaus von Herzog. Sie können dort nachfragen, und man wird Ihnen jedes meiner Worte bestätigen. Renate war jung, wissen Sie, zweiundzwanzig, ungefähr, und recht hübsch. Ich persönlich muss zugeben, dass sie eine sehr nette Kollegin war, obwohl andere — besonders der Abteilungsleiter — behaupteten, dass sie nichts als ihre Verehrer im Kopf habe, statt ihrer Pflichten und nur darauf warte, von einem von ihnen geheiratet zu werden.

Wie dem auch sein mag — niemand wusste wirklich etwas Nachteiliges über sie! Sie war eine anständige Person. Tochter eines Sekundarlehrers übrigens glaube ich. Nun, also eines Tages kam ein Kunde und liess sich Krawatten vorlegen. Renate bediente ihn — ein bisschen zerstreut, mit geröteten Wangen, denn sie war zu spät gekommen, und der Abteilungsleiter verstand in solchen Dingen keinen Spass, aber der Kunde bemerkte ihre Erregung gar nicht. Er interessierte sich auch nicht besonders für die Krawatten, die sie ihm zeigte, sondern schaute Renate an, aber nicht aufdringlich oder mit diesem gewissen Etwas im Blick, als sei der Kauf nur ein Vorwand für ein privates Gespräch, sondern eher kühl, sachlich, mit leichter Überraschung.

Schliesslich meinte er: «Sie tragen da einen sehr schönen Schmuck, Fräulein.» Renate fasste verdutzt an das Kollier, das an einer dünnen Goldkette auf ihrer Brust hing: «Ach», erwiederte sie, «das ist doch nichts Wichtiges. Mein Vater hat es mir zu Weihnachten geschenkt.»

Der Herr zuckte die Achseln: «Ich bin Juwelier», sagte er, «und dieser Rubin ist einer der schönsten, den ich je gesehen habe. — Er muss seine 10 000 Fanken wert sein.»

«Unsinn.»

«Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.»

Renate errötete ein wenig und lachte: «Vielen Dank», sagte sie. «Ich will mit meinem Vater dar-

über sprechen. — Ich glaube, er hat nicht mehr als 50 Franken dafür bezahlt», und fügte unsicher hinzu: «Dann hätten wir ein gutes Geschäft gemacht.» «Ein hervorragendes Geschäft sogar», versetzte der Juwelier. Er nickte ihr zu, kaufte zwei Krawatten und ging zur Kasse.

Es war klar, dass er sich geirrt hatte, denn es wäre lächerlich gewesen, dass ein Vater, der ein Kollier im Werte von 10 000 Franken verschenken kann, seiner Tochter gestattet, in einem Warenhaus zu arbeiten.

Wir alle lachten. Die Geschichte erschien uns absurd. Aber unsere Aufregung dauerte nur kurze Zeit — wenigstens blieben wir nicht all zu lange im Unklaren über den Wert und die Herkunft des Schmuckstückes.

Der Personalchef rief an und verlangte Renate zu sprechen. Mir schien, als würde sie ein wenig blass über diesen Anruf. Auf alle Fälle sah sie bestürzt aus, während sie vor dem Spiegel ihr Haar ordnete, an ihrer Bluse zupfte und davoneilte. Selbstverständlich blitzte in uns allen der gleiche Gedanke auf und Fräulein Jedermann verlieh ihm als erste Ausdruck.

«Man wird ihr doch hoffentlich keine Unannehmlichkeiten machen», sagte sie. Und jemand anders meinte: «Wenn sie den Schmuck gestohlen hätte, wäre sie sicher nicht so töricht, ihn zu tragen.»

«Sie kann eine Hehlerin sein», gab der Abteilungsleiter zu bedenken. Aber das sagte er nur, weil er Renate nicht leiden konnte. Er machte dabei ein Gesicht, als hielte er es für natürlich, dass sie eine notwendige Diebin sei.

Die Spannung dauerte, bis Renate blass und aufgeregt zurückkam. Ich bemerkte sofort, dass das Kollier verschwunden war. Sie setzte sich auf einen Papierkorb und legte die Kette auf den Ladentisch.

«Das da ist mein Kollier», sagte sie. «Nicht das andere.» Wir betrachteten es und da wir es uns nie ganz genau angesehen hatten, fanden wir keinen Unterschied.

«Ist das denn nicht das gleiche wie vorhin?» fragte ich. Renate schüttelte den Kopf und lächelte geheimnisvoll, und als wir aufs höchste gespannt in sie drangen, erzählte sie: sie habe beim Chef einen Herrn angetroffen, der von einem bekannten Juwelierladen kam. Dort hatte sie ihr Kollier hingebbracht, um einen neuen Verschluss anbringen zu lassen und es war verwechselt worden — man hatte ihr das unrichtige ausgehändigt, ohne dass

sie's in der Eile bemerkte. Natürlich gab sie das echte Schmuckstück zurück, und der Herr hatte ihr fünfhundert Franken geschenkt — als Finderlohn gewissermassen — ob wohl er eigentlich nicht dazu verpflichtet war. Sie zeigte uns das Geld und war entzückt.

Wir alle hielten es für einen Glücksfall. Nur der Abteilungsleiter behauptete später, in Wirklichkeit sei es ihr Verderben gewesen.

Renate benutzte nämlich das Geld für ein paar angenehme Ferientage in Arosa und lernte dort einen wohlhabenden Fabrikanten kennen, den sie heiratete. Aber die Meinung unseres Abteilungsleiters ist offenbar von seinem Pessimismus beeinflusst, er hat trübe Erfahrungen in der Ehe gemacht. Ich selbst habe Renate nach einiger Zeit wiedergesehen, mit echtem Schmuck, elegantem Pelzmantel und lächelndem Gesicht. Sie soll eine prächtige Villa am See bewohnen und ich weiss, dass sie einen breithüftigen «Amerikaner» fährt. Es hat somit den Anschein, als sei sie wirklich glücklich geworden und die Geschichte ist demnach rührend und schön und idyllisch ausgegangen.

Alice Wegmann

V O M N E G A T I V E N G L Ü C K

Glück muss der Mensch haben. Oder er meint es wenigstens. Schliesslich geht es auch ohne. Das entdeckt, wer die erste Lebenshälfte hinter sich hat, ohne an gebrochenem Herzen gestorben zu sein.

Aber immerhin, so ein vierblättriges Kleeblatt, hingestreut am Weg, ist in keinem Lebensalter zu verachten. Ich pflückte es erfreut, in der frohen Hoffnung auf eine baldige Begegnung mit Fortuna, mit der ich leider nicht auf allzu vertrautem Fuss stehe. Die Frage war nur, ob mir das Glück in Menschengestalt entgegentreten, oder geduldig